



Es sind oft die kleinen Meldungen, versteckt zwischen Wirtschaftsdaten und Lokalpolitik, die eine größere Geschichte erzählen. Belfort, diese eher unauffällige Ecke im Osten Frankreichs, liefert gerade so einen Moment. Dort beginnt etwas, das nach Verwaltungsdetail klingt und doch weit darüber hinausreicht: der schrittweise Abschied vom Scheck.

Leise.

Fast beiläufig.

Und doch mit Wucht.

Der Scheck – einst Symbol bürgerlicher Ordnung, ein Stück Papier mit Gewicht und Unterschrift – hält sich in Frankreich erstaunlich hartnäckig. Während viele Nachbarländer ihn längst verabschiedet haben, kursiert er hier weiterhin wie ein vertrauter alter Freund, den man zwar selten sieht, aber nie ganz vergisst.

112.000 Schecks allein in Belfort im Jahr 2025.

33 Millionen landesweit.

Zahlen, die nicht nach Nostalgie klingen, sondern nach gelebter Praxis.

Warum eigentlich?

Wer schon einmal einen Scheck ausgefüllt hat, kennt dieses Gefühl. Der Moment, in dem der Stift das Papier berührt, die Summe sorgfältig eingetragen wird, die Unterschrift folgt – das hat etwas Endgültiges. Fast schon Ritualhaftes. Kein Klick, kein flüchtiges Tippen. Sondern eine Handlung, die sichtbar bleibt.

Und vielleicht liegt genau darin seine Stärke.

Oder seine Trägheit.

Die Verwaltung sieht das naturgemäß anders.



Für sie ist jeder Scheck ein kleiner Verwaltungsakt, der Ressourcen bindet. Er muss entgegengenommen, geprüft, verbucht werden. Menschen, Systeme, Zeit – alles hängt daran. Ein digitaler Zahlungsvorgang dagegen läuft im Hintergrund, unsichtbar, effizient, beinahe geräuschlos.

Man könnte sagen: Der Scheck ist ein Relikt der analogen Welt in einer Verwaltung, die längst digital denkt.

Belfort wagt nun den nächsten Schritt.

Ein „Plan chèque“, der keiner ist, der verbietet oder sanktioniert. Stattdessen eine Strategie, die eher an sanftes Schieben erinnert als an harten Schnitt. Die Verwaltung will nicht zwingen, sondern überzeugen.

Ein bisschen wie jemand, der sagt: „Probier’s doch mal so – ist einfacher, ehrlich.“

Die Instrumente dieser Umstellung wirken unspektakulär.

Mehr Online-Zahlungsmöglichkeiten.

Mehr Information.

Mehr Unterstützung für Kommunen, die noch nicht vollständig digital arbeiten.

Und doch steckt darin eine grundlegende Veränderung.

Denn wer seine Steuern online bezahlt, verändert mehr als nur die Zahlungsmethode. Er tritt in eine andere Beziehung zum Staat ein. Eine, die schneller ist, direkter, aber auch distanzierter.

Früher bedeutete eine Zahlung oft Bewegung. Ein Gang zur Post. Ein Umschlag. Ein kurzer Moment des Wartens.

Heute reicht ein Smartphone.



Zwei Minuten.

Vielleicht weniger.

Ist das Fortschritt?

Oder verlieren wir dabei etwas, das sich nicht so leicht in Effizienz messen lässt?

Die digitale Verwaltung verspricht vieles: Zeitersparnis, Transparenz, Flexibilität. Steuererklärungen lassen sich anpassen, Daten sofort prüfen, Rückmeldungen direkt erhalten. Prozesse, die früher Tage oder Wochen dauerten, schrumpfen auf Augenblicke zusammen.

Das klingt nach einer Erfolgsgeschichte.

Und ist es in vielen Fällen auch.

Aber jede Beschleunigung hat ihren Preis.

Nicht jeder bewegt sich souverän in der digitalen Welt. Manche verfügen über keine stabile Internetverbindung, andere über kein geeignetes Gerät. Wieder andere fühlen sich schlicht unsicher – zwischen Passwörtern, TAN-Codes und Online-Formularen.

Und dann gibt es noch jene, die einfach sagen: „Warum sollte ich etwas ändern, das doch funktioniert?“

Eine berechtigte Frage.

Die Verwaltung reagiert darauf mit Begleitmaßnahmen.

Beratungsstellen.

Telefonische Hilfe.



Die bekannten „France Services“-Zentren, in denen man Unterstützung findet.

Doch reicht das?

Oder entsteht hier schleichend eine neue Form der Ausgrenzung – leise, unsichtbar, aber spürbar?

Man könnte argumentieren, dass jede technische Entwicklung Gewinner und Verlierer kennt. Dass Fortschritt selten allen gleichermaßen zugutekommt. Und doch bleibt ein Unbehagen.

Denn es geht nicht um irgendeine Dienstleistung.

Es geht um den Zugang zum Staat selbst.

Der Scheck, so altmodisch er wirken mag, ist niedrighchwellig. Er verlangt kein Login, kein Passwort, keine digitale Kompetenz. Ein Stück Papier, ein Stift – mehr braucht es nicht.

Das hat etwas Demokratisches.

Fast schon Beruhigendes.

Und jetzt?

Jetzt beginnt sein langsamer Rückzug.

Nicht abrupt.

Nicht laut.

Sondern Schritt für Schritt.

Belfort fungiert dabei wie ein Versuchslabor. Was hier funktioniert, könnte bald anderswo Schule machen. Frankreich hat eine lange Tradition solcher lokalen Experimente. Erst im



Kleinen testen, dann im Großen umsetzen.

Ein Vorgehen, das rational erscheint.

Und doch Fragen aufwirft.

Denn was hier verschwindet, ist nicht nur ein Zahlungsmittel.

Es ist ein Stück Alltagskultur.

Man denke an die Generationen, die mit dem Scheck aufgewachsen sind. Für sie ist er kein Anachronismus, sondern Normalität. Ein Werkzeug, das man versteht, dem man vertraut.

Der Wechsel zum Digitalen bedeutet für sie mehr als Umstellung.

Er bedeutet Umgewöhnung.

Und vielleicht auch ein Stück Verlust.

Natürlich lässt sich argumentieren, dass Bargeld ebenfalls auf dem Rückzug ist. Dass kontaktloses Bezahlen längst zur Routine gehört. Dass selbst kleine Beträge heute digital abgewickelt werden.

Der Trend ist eindeutig.

Und kaum aufzuhalten.

Doch gerade deshalb lohnt sich ein genauer Blick.

Denn nicht jede Entwicklung verläuft geradlinig. Manchmal lohnt sich ein Innehalten – ein Moment des Zweifelns.

Muss wirklich alles digital werden?



Oder gibt es Bereiche, in denen Vielfalt sinnvoll bleibt?

Die Antwort darauf fällt selten eindeutig aus.

Die Verwaltung argumentiert mit Effizienz.

Mit Kostenersparnis.

Mit Vereinfachung.

Und sie hat gute Gründe dafür.

Ein automatisierter Zahlungsvorgang spart nicht nur Geld, sondern reduziert Fehlerquellen.
Er beschleunigt Abläufe, entlastet Personal, schafft Kapazitäten.

Das ist kein kleines Argument.

Doch Effizienz ist nicht alles.

Ein Staat definiert sich nicht nur über seine Prozesse, sondern auch über seine
Zugänglichkeit. Über die Frage, wie nah oder fern er seinen Bürgern ist.

Und genau hier wird es spannend.

Denn digitale Prozesse schaffen Nähe – und Distanz zugleich.

Nähe, weil sie jederzeit verfügbar sind.

Distanz, weil sie oft anonym bleiben.

Kein Blickkontakt.

Kein Gespräch.



Nur ein Bildschirm.

Für viele ist das kein Problem.

Für andere schon.

Vielleicht liegt die Herausforderung der kommenden Jahre genau darin: einen Weg zu finden, der beides ermöglicht. Effizienz und Zugänglichkeit. Digitalisierung und Menschlichkeit.

Kein Entweder-oder.

Sondern ein Sowohl-als-auch.

Belfort steht am Anfang dieses Weges.

Der „Plan chèque“ wirkt wie ein vorsichtiges Antasten. Kein radikaler Schnitt, sondern eine sanfte Verschiebung. Die Richtung ist klar, das Tempo moderat.

Noch.

Und dennoch spürt man: Das Ende des Schecks ist keine Frage des Ob, sondern des Wann.

Die Frage ist vielmehr, wie dieser Übergang gestaltet wird.

Ob er als Erleichterung empfunden wird.

Oder als Verlust.

Vielleicht hängt das weniger von der Technik ab als von der Art, wie sie eingeführt wird. Von der Kommunikation, der Begleitung, dem Verständnis für unterschiedliche Lebensrealitäten.



Ein digitales System, das niemand zurücklässt – das wäre die eigentliche Herausforderung.

Und vielleicht auch die eigentliche Chance.

Am Ende bleibt ein Bild.

Ein Küchentisch.

Ein Scheckbuch.

Ein Stift.

Und daneben ein Smartphone, das leise vibriert.

Zwei Welten, die noch nebeneinander existieren.

Für einen Moment.

Wie lange noch?

Ein Artikel von M. Legrand